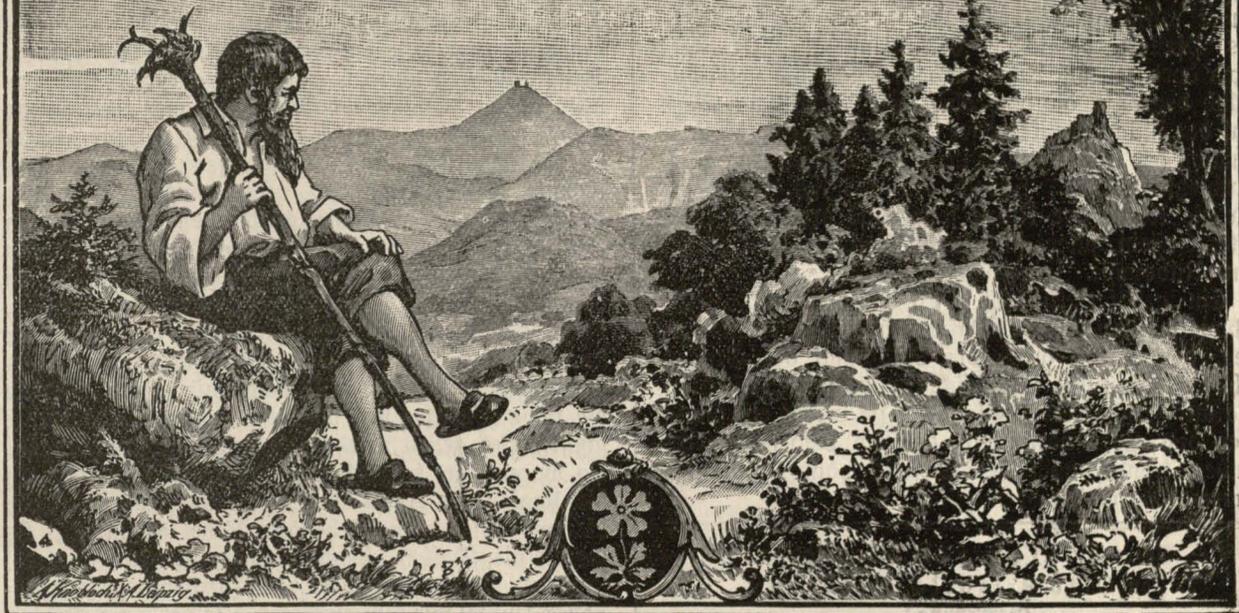


Der Wanderer im Riesengebirge.



Beitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 8.

Erscheint in monatlichen Nummern.

36. Jahrg.

Laufende Nr. 406.

Hirschberg, den 1. August 1916.

Band XV.

- | | | |
|---|---|--|
| <p>1. Seydel: Bekanntmachung des Hauptvorstandes.
2. Dr. Oskar-Erich Meyer, Breslau, Privatdozent der Geologie an der Universität zu Breslau, (3. Z. Gefeiter, Gebirgs-Erf.-Abtlg. Schmiedeberg i. R.): Rübzahl's Zeigefinger.
3. Otto Friedrich Wehrhan: Dezemberreise auf die Schneekoppe (Fortsetzung).
4. Aus der Heimatskunde des Hohenelber Bezirks: Der Liebreiz des Gebirges.</p> | <p>5. Nessler, (Ruppersdorf): Die Bergwiesen.
6. W. Hannich, (Friedrichswald bei Gablonz): Beobachtungen an heimischen Wallern.
7. E. Kuniche, (Landeshut): Das Raben- und Überhaargebirge.
8. Wilhelm Müller-Rüdersdorf, (Charlottenburg): „Die Goldflucher im Hiesergebirge“ von W. Winkler.
9. Aus dem Berliner Jahresbericht.</p> | <p>10. Kleofas Hollmann (Spindelmühl): 31. Jahresvollversammlung des Ö. R. G. V. (Schluß).
11. Art, (Goldberg): Ortsgruppe Goldberg.
12. S. Beck, Postmeister a. D. (Hirschberg): Eine Erinnerung an die Befreiungskriege.
13. Theresia Prenzler.
14. H. Möchel, (Ober-Rochlitz): Geschichten vom Ab'rath Palme.</p> |
|---|---|--|

Unser Schatzmeister Herr Vogel ist zur militärischen Dienstleistung nach Posen eingezogen; seine Vertretung in Kassengeschäften hat freundlichst Herr Rechnungsrat Michura hier, Ziegellstraße 11, übernommen.

Hirschberg, den 23. Juli 1916.

Der Hauptvorstand.

Seydel.

Rübzahl's Zeigefinger.

Von Dr. Oskar-Erich Meyer, Breslau, Privatdozent der Geologie an der Universität zu Breslau, (3. Z. Gefeiter, Gebirgs-Erf.-Abtlg. Schmiedeberg i. R.)

Ein Blick vom Rande der Kammhochfläche in die Große Schneegrube läßt erkennen, daß die Felswand nicht so geschlossen abfällt, wie der Anblick vom Tale Lehren möchte: Schmale Pfeiler, von düsteren Schutt- oder schneeerfüllten Schluchten getrennt, tragen vielmehr den Bau des Felsenrundes.

Eine dieser granitenen Rippen fesselt das Auge besonders: Sie fällt nicht wie die anderen in unge-

brochener Linie ab, sondern schwingt sich nach kurzem Falle zu einem zackigen Felssturme auf, ehe ihre Kante steil nach dem Grunde der Grube strebt. Der Gipfel des Turmes, der unter dem Namen „Rübzahl's Zeigefinger“ bekannt ist, liegt nur wenig unter dem Oberrande des Kares.

Von oben her wurde Rübzahl's Zeigefinger im Sommer und Winter schon häufig erstiegen. Man folgt der hier grasdurchsetzten Rippe bis in die Scharte vor dem Turme und erreicht von hier aus in kurzer Kletterei über festen Fels ohne besondere Schwierigkeit den Gipfel der Nadel (etwa 1470 m ü. d. M.).

Reizvoller ist es für den Bergsteiger, der über alpine Erfahrung verfügt, den Zeigefinger von unten her aus dem Grunde der Großen Grube zu erklettern, was mir in Begleitung eines Kameraden (G. Hunnemann) von der Gebirgs-Erf.-Abtlg. Schmiedeberg am 2. Juli 1916 gelang.

Der schmale Steig, der oberhalb des Bärgrabens vom Wege zum Hohen Rade abzweigt, führte uns über die jüngste Stirnmoräne des eiszeitlichen Gletschers in die Große Schneegrube hinein. Das Felsen-

rund, das sich hier vor dem Wanderer öffnet, steht an Wildheit kaum hinter manchen Bildern aus der hohen Tatra zurück.

Sette Gräser und grobes Granitgeröll leiten zum Fuße der Rippe, die sich steil zu Rübzahls Zeigefinger aufschwingt. Ein Riß in der linken Kante des Pfeilers bezeichnet den Einstieg. Er liegt etwa dort, wo die Rinne endet, welche die Felsrippe östlich begrenzt, die hoch oben den Zeigefinger trägt. Auf der linken Flanke dieser Rippe vollzieht sich auch zunächst der Aufstieg über steile Wandstufen und grasdurchsetzten Fels. Sobald wie möglich gewannen wir die Kante der Rippe selbst und erreichten über festes Gestein, zuletzt in luftiger Kletterei, den Gipfel von Rübzahls Zeigefinger.

Ein geübter Alpinist wird nirgends auf ernste Schwierigkeiten stoßen. Dafür eröffnet dieser Kletterweg, der mitten durch die Steilwand der Großen Schneegrube führt, Ausblicke in düstere Schluchten und auf zerstückelte Pfeiler, wie sie weder ein Gang über den Grat vermittelt, der die beiden Schneegruben trennt, noch der Tiefblick vom Rande des Kammes zu bieten vermag.

Dezemberreise auf die Schneekoppe.

Von Otto Friedrich Wehrhan.

(Sortsehung.)

Am anderen Morgen, als wir aus dem Fenster unseres netten, von unten erwärmten Dach- und Schlafstübchens nach der Witterung schauten, war der Himmel über und über grau, und die Spitzen der Berge ringsum in Nebel gehüllt. Eine traurige Entdeckung, die uns aber, da wir hofften, der Himmel werde sich um Mittag schon aufklären, den Mut und die Lust, den Berg zu ersteigen, nicht niederschlug. Sobald nur das Frühstück eingenommen war, hängten wir uns die Reifenschuhe, die wir uns für den Notfall von den Hausbewohnern geborgt hatten, über den Rücken, nahmen Abschied von unserem Wirte, der uns eine glückliche Reise wünschte, und traten nun, und zwar ohne Führer, den Weg nach der Koppe an. Glücklich erreichten wir, immer allmählich bergabsteigend, das hohe rote Crucifix, welches den tiefsten Punkt des Weges zwischen Hübners Baude und der schwarzen Koppe bezeichnet, überschritten das an dieser Stelle quer vorüberrieselnde Bächlein, und standen nun am Fuße der schwarzen Koppe, die sich, weiß beschneet, und oben in den Wolken sich verlierend, in riesiger Größe vor uns erhob. Hier sollten, hier mußten wir hinauf, bevor wir an unser Ziel gelangen konnten; und rüstig wurde daher zu steigen begonnen. Anfangs, solange wir dem Pfade folgen durften, der von Kleinsupa her, über den sogenannten Eulenzaß, zwischen dem Sorstberg und der schwarzen Koppe hindurch und dann hinab nach Schlesien führt, ging es recht gut, indem die Geleise der Holzschlitten, welche hier gefahren waren, uns noch ziemlich Grund darboten; aber als wir nun, um nicht nach Krummhübel zu kommen, diese Bahn verlassen und uns links die steile ungebahnte Lehne hinaufschlagen mußten, da hoben die Beschwerden an, da versanken wir schon bei den ersten Tritten, und bei jedem Tritte tiefer und tiefer in dem Schnee. Wir versuchten nun von unseren

mitgenommenen Schneeschuhen Gebrauch zu machen; aber diese zirkelrunden, mit Bindfaden überflochtenen Reifen, die man, um das Einstechen der Füße in den Schnee zu hemmen, mit Schnüren unter den Sohlen befestigt, leisteten uns nicht die gehofften Dienste. Denn da wir, ihrer ungewohnt, nicht breitbeinig genug einherschritten, so traten wir alle Augenblicke mit einem Reifen auf den andern, was dann natürlich Stolpern oder Fallen zur Folge hatte. Ja dieses unbequeme Gehen wurde uns bald so lästig, daß wir die Reifen wieder abbanden, und es vorzogen auf unsere gewohnte Weise zu gehen. Aber mit welchen Anstrengungen war auch dies verbunden! Kaum hatten wir uns aus dem Schnee herausgearbeitet, so stürzten wir mit dem nächsten Schritte schon wieder bis an den Bauch hinein. Oft standen wir erschöpft still, verzweifelnd, ob wir hinaufkommen würden; aber immer ermutigten wir uns wieder, und stärkten uns durch den Gedanken, daß doch mit jedem Schritte die Höhe abnehme und daß es auf dem Riesenkamme schon besser gehen werde, zu neuen Anstrengungen. So waren wir, trotz aller Hindernisse, schon bis in die Region des Knie- oder Krummholzes gekommen, als wir um uns herziehenden Nebel erblickten. Es waren die Wolken, welche immer noch den Himmel und das Gebirge bedeckten, und in deren geheimnisvolles Dunkel wir nun eintraten. Je höher wir kamen, desto finsterner wurde es um uns her: kaum konnten wir noch uns gegenseitig sehen; und nur daraus, daß wir nicht mehr bergan stiegen, schlossen wir, daß wir endlich auf dem Scheitel der schwarzen Koppe angelangt seien. Zur Vorsicht, um den Rückweg wieder zu finden, schlugen wir mit unseren Stöcken Furchen in den Schnee, und gingen, in der Meinung, auf dem Riesenkamme zu sein, immer weiter fort in der uns umgebenden grauen Nacht. Jedoch wir gingen und gingen, und kein neuer Anhub, der uns das Dasein eines höheren Gipfels angedeutet hätte, wollte erscheinen. Schon waren wir nach unserer Berechnung weit länger gegangen, als nötig gewesen wäre, die Koppe zu erreichen; schon hatten wir mit etwas wankend gewordenem Vertrauen auf unsere Lokalkenntnis, aber doch noch immer nicht ernstlich glaubend, daß wir uns verirrt haben sollten, links und rechts hin öfters Abstecher gemacht, um an der Abdachung zu sehen, ob wir uns auch wirklich auf dem Riesenkamme*), das sich einem Riesenkamme gleich von der schwarzen Koppe nach der Schneekoppe hinzieht, befänden; — da erblickten wir plötzlich, als die wir-

*) Im Originale steht hier: „auf dem Sorstamme“. Gemeint ist der Riesenkamm. Der Name Sorstkamm als Bezeichnung des nierenförmig gebogenen Bergzuges südlich von Schmiedeberg, den man auch den Schmiedeberger Kamm nennt, auf dessen südlichen Abhänge die Grenzbauden liegen — ist dem Verfasser bekannt und geläufig. Er gebraucht ihn zuerst dreimal richtig, dann aber nennt er auch den Riesenkamm fortgesetzt Sorstkamm. Ich habe dieses Versehen ohne weiteres berichtigt: überall, wo man Riesenkamm liest, steht im Originale Sorstkamm. — Aus der vergleichswiseigen Bezeichnung „Riesenkamm“ scheint hervorzugehen, daß der Verfasser den Namen Riesenkamm gar nicht kennt. Die Grenze zwischen beiden Bergzügen macht der vom Verfasser gelegentlich erwähnte Weg durch den Eulengrund. — Seit wann mag die Benennung Riesenkamm vorhanden sein? — Einmal bezeichnet Wehrhan mit Riesenkamm, den ganzen Inhalt, den schlechtbinjogenannten „Kamm“.

belnden Wolken sich einmal auf Augenblicke zerteilten, hart vor unseren Füßen einen senkrechten Felsenabsturz. Schrecken ergriff uns! eine solche Partie war auf und an dem ganzen Riesentamme nicht, dies wußte ich gewiß; es war klar, wir hatten uns gräulich verirrt! An eine Auffindung der Koppe war unter solchen Umständen nicht mehr zu denken, noch weniger an eine Besteigung derselben; wir getrauten uns jetzt kaum, zu bestimmen, ob sie vor oder hinter oder neben uns liege! nur ein Gedanke erfüllte uns beide, nämlich der, so schnell als möglich den Rückweg zu suchen. Wahrlich wir hätten ihn nicht gefunden und wären vielleicht in wer weiß welcher Schlucht des Hochgebirges eine Beute der Ermüdung, des Hungers und der Kälte geworden, wenn uns nicht jene Zeichen, die wir mit unseren Stöcken in den Schnee geschlagen, als Führer gedient hätten. Mit ihrer Hilfe wickelten wir uns, wie jener Theseus in der Sabel, durch das Labyrinth unsrer Kreuz- und Querwege glücklich wieder auf die schwarze Koppe zurück, eilten dann, als wir nun einmal aus dem Wolkenmeere heraus waren, mit vorwärts stürzenden Schritten ihren jähen Abhang hinab, und kamen endlich des Nachmittags sehr ermüdet wieder in Hübners Baude an.

Später als ich einst bei schönem Herbstwetter das Gebirge bereiste, suchte ich die Stelle, zu welcher wir geraten waren, wieder aufzufinden, war aber nicht so glücklich, darüber Gewißheit zu erlangen. Wahrscheinlich jedoch sind wir von der schwarzen Koppe auf den sogenannten Schwarzenberg, der sich von ihr südwärts nach Böhmen abzweigt, geraten und dann auf diesem, in der Meinung, es sei der Riesentamm, immer weiter fortgegangen. Man sieht aber aus unserer Begebenheit, wie schwer — was ich früher selber nicht so geglaubt hatte — es ist, sich bei Schnee und Nebel auf dem hohen Gebirge zu orientieren, und wie leicht man dort oben, besonders wenn noch Sturm und Schneegestöber hinzutreten, umkommen könnte.

Doch zurück zum Faden der Erzählung. Wir saßen also wieder bei Wein und Sorellen an unserm Tische, und wußten nun, daß wir nicht auf die Koppe gekommen waren. Aber sollten wir unser Unternehmen schon aufgeben? Sollten wir zehn Meilen gewandert sein, um unverrichteter Sache wieder umzukehren? Nein, dies ertrug unser Touristen-Ehrgeiz nicht; noch zweimal, es ward heute beschlossen, wollten wir den Versuch wiederholen, und dann erst, wenn er uns beidemale mißglückte, davon abstehen.

Noch war, als wir den andern Tag — den 29. Dezember — erwachten, der Himmel grau überzogen; noch verhüllten die gewaltigen Bergmassen ringsum ihre Häupter in Wolken; noch war wenig mehr Aussicht des Gelingens da als gestern; indes unsere Verhältnisse erforderten unsere baldige Rückkehr in die Heimat, wir konnten auf günstigere Witterung nicht lange warten, und da es nun doch einmal beschlossen war, die Koppe zu besteigen, und da die Beschaffenheit des Nebels, der sich tiefer und tiefer senkte, eine Änderung des Wetters zu prophezeien schien, so traten wir ungeachtet des düsteren Morgens unsere Wanderung von neuem an.

Bald hatten wir wieder das Crucifix im Tale erreicht; bald standen wir wieder am Fuße der gefürchteten schwarzen Koppe, die uns gestern so viele Arbeit gemacht hatte, und begannen nun wieder das mühsame Steigen. Aber war es, daß wir nun schon wußten, wie es ging, und daher auf Beschwerden in eben dem Maße gefaßt waren, als diese Beschwerden kamen, oder daß die gestrige Übung uns nützte, oder daß der auf eigene Erfahrung gegründete Gedanke, es sei möglich, hinaufzukommen, uns stärkte, — das Steigen wurde uns diesmal leichter als gestern. Auch fanden wir, als wir höher gelangten, den Schnee heute fester. Anfangs bildete er freilich bloß eine schwache Kruste, durch die wir, wie durch Scherben ins Mehl, hindurchtraten; bald aber trug er uns, so daß wir uns wenigstens nicht mehr bei jedem Schritte mit Anstrengung herauszuarbeiten brauchten; und endlich, o Freude! endlich schimmerte es hell durch den Nebel, das Wolkenmeer um uns schien sich zu verklären, noch wenige Augenblicke, und es kam hier und da blauer Himmel zum Vorschein; jetzt siegte die strahlende Sonne, der Kampf zwischen Licht und Finsternis war plötzlich entschieden! Flüchtling, wie geschlagene Heere, eilten die Wolken in die Täler hinab, und der reinste Wintertag beleuchtete das schneebedeckte Gebirge. — Dürfen wir uns wundern, dürfen wir klagen und mutlos werden, wenn auch im Geistigen die Finsternis oft das Licht verhüllt? Wissen wir nicht, daß, so wie hier die irdische Sonne doch endlich siegt, so auch einst „das Licht der Welt“ und mit Ihm alle, die in Ihm sind, triumphieren werden? — Ja, im Irdischen wie im Geistigen wechseln Regen und Sonnenschein, Nacht und Tag, Glück und Unglück, nur nicht im Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis. Wohl dem, der auf Ihn bauet!

(Schluß folgt.)

Der Liebreiz des Gebirges. (Aus der Heimatkunde des Hohenelber Bezirks.) Obwohl von den Wassern des Zaden und Bober, der Litsche, Aupa, Elbe und Iser eng begrenzt, bietet das Riesengebirge dem Besucher doch einen seltenen Reichtum an landschaftlichem Liebreiz, umhaucht vom reinen Odem göttlicher Majestät. Während sich die Vorberge in einen dunklen Mantel dichten Nadelwaldes fleiden, wo fühler Schatten und lauschige Plätzchen, sowie frische, sich oftmals in malerischem Falle überstürzende Gebirgsbäche zu herrlichen Spaziergängen einladen, erreicht das von Kuppe zu Kuppe emporstrebende Gebirgsmassiv fast alpinen Charakter, dem die reiche Abwechslung seiner anmutigen Berglandsposie in Bild und Sage erhabene Weihe und Bedeutung verleiht. Die fahlen Felsenstege, jähen Schlünde, tiefblauen Hochseen, die weit ausgebreiteten Knieholzpartien der sumpfigen Hochwiesen, die einzig liebliche Flora, das scheue Wild, „was da freudt und flucht“, der biedere, wetterharte Menschenschlag und gewiß auch die anheimelnde Eigenart der Gebirgsbauden, in denen der Wanderer nach Anstrengung und Mühe bei Sang und Klang für Geist und Körper die erwünschte Labung findet — all' dieser hier nur flüchtig berührten und der noch unerwähnt gebliebenen Reize Fülle zieht alljährlich auf die freien, lichten Höhen eine Flut von Touristen hinan, wo diese heilsame Zerstreuung und Erholung suchen und finden. Mit Recht schreibt daher einer der ältesten Riesengebirgsschriftsteller Dr. K. Hofer schon im Jahre 1803 von unseren heimatischen Bergen: „Ich werde die Tage, die ich auf den majestätischen Höhen und in den melancholisch anmutigen Gründen der Sudeten, in der freien Natur und unter ihren natürlich gutmütigen, biederen Bewohnern verlebte, immer unter die harmlosesten, schönsten und glücklichsten Tage meines Lebens zählen; immer wird der

Zauber der Erinnerung mein Herz nach ihren friedlichen Wohnstätten hinziehen". Dies ist ein mehr denn ein Jahrhundert altes, aus vielen anderen Erkenntnissen hervorgehobenes Urteil über den Liebreiz unserer Bergheimat, das auch noch heute gilt. Sind doch die gewaltigen Bergreden die alten geblieben und auch die Baudenbewohner noch wenig von ihrer einfachen Natürlichkeit abgewichen. Wenn dagegen heute die Gangbarkeit der Wege, die Verpflegung der Fremden und manches andere Neue angenehm berührt, dürften diese Vorteile für den Verkehr nicht als Nachteile des Riesengebirges und seiner Stammesbevölkerung angesehen werden, da die Lichtseiten aller dieser Neuerungen durch deren einzelne Schattenseiten nicht verdunkelt werden können. Sind doch dem Gebirge im Norden und im Süden zwei treue Wächter erstanden: der deutsche und der österreichische Riesengebirgsverein, die bei väterlicher Liebe und Sorge die Wahrung der heiligsten und reinsten Güter der Höhen nicht außer Acht lassen werden, damit auch spätere Geschlechter der natürliche Liebreiz des Gebirges und seiner Bewohner entzückt, erquickt und veredelt! Dieser heilsame Einfluß der Bergwelt und seiner schlichten Bewohner (soweit letztere nicht schon von gewinnstüchtigen Spekulanten verdrängt worden sind) auf die erholungsbedürftigen Fremden wird heute mehr und mehr erkannt. Denn mag man auch unsere Zeit als noch so realistisch bezeichnen, sie geht durch die unverkennbare Rückkehr der Menschheit zur Natur ihrer Gesundheit entgegen. Nicht allein die hochentwickelte Kunst und das Wohlgefallen am Naturschönen bekunden dies, sondern auch die vielen Tausende Menschen, die jedes Jahr in die Berge wandern, um dort an der Brust reiner Natürlichkeit zu gesunden. Doch nicht allein zur Zeit, da das Habmichlieb, die Anemonen und Ranunkeln blühen; oder wenige Monate später, da von grüner Halbe der Enzian treublau entgegengrüßt; nicht allein, wenn die Natur atmet im rosigen Lichte der goldig verklärten Sonne: auch wenn die tüdlichen Winterriesen im Vollgefühl der Heimatsfreiheit ihre ehernen Sesseln gebrochen und bei brüllendem Schneesturm auf eisiger Höhe ihren wilden Reigen führen, hat die groß und hehr aufgebaute Heimstätte des biedereren Riesengebirglers ihre treuen Besucher. Auf gleitenden Skiern oder den sicher tragenden Schneereifen durchquert der unerschrockene Winterwanderer das sogenannte Hochgebirge oder überläßt sich auf den leichten Rodel- oder den bequemen Hörnerschlitten der Windeseile angenehmer Talfahrt. Wie überraschend leuchtet da oft das Auge auf ob der dieser Jahreszeit eigenen, entzückenden Reize ganz besonderer Art, die denen des blumenreichen Lenzes ungeschmälert die Wagsgale zu bieten vermögen.

Nestler, Ruppertsdorf. (Aus der Heimatskunde des hohenselber Bezirks.) **Die Bergwiesen.** Wenn der Lenz in den Niederungen mit allem fertig ist, wenn die ersten gelben und weißen Blüten auf den Wiesen aufgesteckt und die zarten Buchen- und Birkenblätter ausgepakt sind, dann steigt der junge Sieger Frühling auch ins Gebirge hinauf. In aller Hast, als wollte er sein Säumen gutmachen, räumt er die gewaltigen Schneemengen fort und weckt das schlafende Leben auf. Zuerst werden die Talwiesen grün, dann kommen die hochgelegenen Bergwiesen dran; der Fichtenwald muß am längsten warten. Hinter dem Frühling her geht aber gleich der Gebirgler mit Hacke und Rechen, mit Pflug und Egge, damit ja kein Tag des „Vierteljahrs Sommer“ ungenützt verloren gehe. Das rauhe Klima des Tales, das eine durchschnittliche Seehöhe von 700 m hat, macht jedoch nur zu oft jeden Fleiß und jede Mühe umsonst. Die Bodenbewirtschaftung wird daher nur als Nebenbeschäftigung neben der Glasverarbeitung und der Holzarbeit betrieben. Der Erdäpfel- und der Futterbau allein haben einige Bedeutung für die Bewohner. Die Wiesen füllen den größten Teil des bebauten Bodens aus und greifen zäsig in den Fichtenwald der Höhen ein. Manche sind noch mit den eigentümlichen wollsackförmigen Granitblöden übersät und erzählen so, wie sauer jedes Stück urbares Land den Ansiedlern geworden sein mag. Die Wiesen des Tales lassen sich ungezwungen in drei Gruppen ordnen: in die „natürlichen Wiesen“, in Wechselwiesen und Bergwiesen. Der Name „natürliche Wiesen“ soll aber keinesfalls sagen, daß sie ursprünglicher Bodenbewuchs sind. Der natürliche Pflanzenverein ist überall im Tale der Wald. Dieser muß vom Menschen künstlich unterdrückt werden. Die „natürlichen Wiesen“ nehmen den echten, angeschwemmten Wiesenboden zu beiden Seiten des Baches ein, der sich wegen reichlicher Bewässerung für den Feldbau nicht eignet. Sie sind floristisch wenig reizvoll. Durch

Düngung und mehrmaliges Mähen begünstigt der Mensch einseitig seine besseren Futterpflanzen und so kommt es, daß diese Wiesen sich wenig von den fetten, wohlgepflegten der Niederungen unterscheiden. Immerhin sind einige Züge kennzeichnend für die Höhenlage und für das Florenreich des subalpinen Bergwaldes. Die Gebirgswiesen sind vor allem artenärmer. Im Frühlinge vermischt man den Steinbrech (Saxifraga), den Gilbster (Gagea) und die Pechnelke (Viscaria), im Sommer die Kreuzblütler, im Grummet die schönen Flockenblumen (Centaurea), den Teufelsabbiss (Succisa), den Wiesenknopf (Sanguisorba), das Herzblatt (Parnassia) und die leuchtenden Herbstzeitlosen. Der blaue Wiesenstorchschnabel (Geranium pratense) wird oben durch den purpurroten Waldstorchschnabel (G. vif. vaticum) ersetzt. Die Süßholde (Myrrhis odorata), die Meisterwurz (Peucedanum Ostruthium) und der rauhhäutige Kälberkopf (Chaerophyllum hirsutum) vertreten hauptsächlich das Geschlecht der Dolbenpflanzen, während die Kerbelarten (Anthriscus), der Pastinak (Pastinaca) und die Möhre (Daucus) fehlen. Im Frühlinge blüht des Gebirgspfeffrigkraut (Thlaspi alpestre), das in den letzten Jahren außergewöhnlich an Stützzahl zugenommen hat. Im Grummet kennzeichnen der Bärenklau (Heracleum Sphondilium) und die Löwenzahnarten (Leontodon autumnalis, hispidus und Danubialis) unsere Gebirgswiesen. Die Wechselwiesen werden zeitweile umgebrochen und als Erdäpfeläcker, wohl auch als färgliche Hafer- und Kornfelder benutzt. Tritt Verarmung ein, so läßt man den Acker brach liegen und dieser verwandelt sich meist von selbst wieder in Grasland. Dabei verdrängt eine Pflanzengenossenschaft die andere. Den ärmsten Teil des Rodlandes nehmen die Bergwiesen ein. Sie liegen teils auf den rauhen Kämmen, teils hoch an den steilen Lehnen knapp am Waldrande, oder sie bewachsen die Torfböden und bilden gleichsam die vorgeschobenen Außenposten. Der Feldgärtner behandelt sie recht stiefmütterlich. Erst wenn die Talwiesen ihr reichliches Teil an Dünger erhalten haben, werden auch die unbequem gelegenen Bergwiesen bedacht. Die meisten bleiben jahraus, jahrein ohne Zubuß. Und das ist kein Wunder. Jede Radber Mist muß mühsam „an der Leine“ hinaufgezogen werden und bedeutet doch nicht mehr als einen Tropfen auf einem heißen Steine. Ihre Erdkrume ist dünn; an mancher Stelle schaut der nackte Fels heraus. Das reißende Schmelzwasser überhüttet sie mit unfruchtbarem Granitgrus und schwemmt den losen Boden, den der Maulwurf aufgeworfen hat, hinunter, der reichen, fetten Talwiese zu. Sie ist das jüngste Rodeland und darum ist ihr Boden wenig durcharbeitet und schlecht durchlüftet. Dieser Umstand, die niedere Temperatur des Tales und die vielen Niederschläge erschweren das Gedeihen der nützlichen Bodenbakterien, die die restlose Zersetzung der abgestorbenen Pflanzenteile hervorrufen. Dafür durchziehen Fadenpilze den Boden, baden die Pflanzenreste lufttöchtig zusammen und bilden so den Rohhumusboden. Dessen Humus säuren erschweren die Aufnahme von Wasser und gelösten Nährstoffen ebenso sehr wie Kalkreichtum und die Bodenfülle der Salzsteppen und der Meresufer. An feuchten Stellen bildet sich der „nasse“ Torf. Solche Böden sind sehr arm und von ihnen kann sich der Bauer nur einmal im Jahre ein spärliches Futter holen. Aber gerade ihr Aschenbrödelasein macht sie dem Pflanzenfreunde umso liebenswerter. Ihre Pflanzendecke ist in mancher Beziehung noch viel unberührter als die der gemästeten Talwiesen. Hier gedeiht jenseits von Menschengunst noch manches Pflänzchen „voll Anmut und Schönheit“, wenn es auch nicht zu den vorzüglichen Futterkräutern gehört.

W. Hannich (Friedrichswald bei Gablonz): **Beobachtungen an heimischen Wassern.** Die Talsperren in unseren Gebirgen gestatten dem Leben im Wasser wieder eine größere Ausbreitung. Mit der Trockenlegung der Sümpfe und stehenden Gewässer sind viele Tiere und Pflanzen für unsere Gegenden verloren worden, die jetzt an anderer Stelle wieder neuen Nährboden gewinnen und sich fortpflanzen können. Allerdings gilt dies nicht für alle Arten, da vorläufig für viele Tiere die Spezialnahrung, der geeignete Pflanzenwuchs noch fehlt und für die betreffenden Pflanzen wieder der passende Nährboden. Es besteht auch ein sehr großer Unterschied zwischen niedrigen und höher gelegenen Wassern. In Gewässern und Talsperren bis zu 500—600 Meter Seehöhe sind die verschiedenen Tierarten noch sehr zahlreich vertreten, während sie in jenen von 700 Meter Seehöhe schon spärlicher vorkommen und sehr viele

Arten ganz fehlen. Einzelne Tierarten, die sich als besonders anpassungsfähig erweisen, haben von dem neugeschaffenen Wohnraume bereits Besitz ergriffen, wenn sie auch durch Störungen wie das fließende Wasser, durch Feinde unter den Tieren und Menschen, weil in den künstlichen Wasserbecken jedes Versteck fehlt, viel zu leiden haben. Mit dem Eintritte der Laichzeit sind es vor allem die Frösche und Kröten, die sich zahlreich einfinden. 1915 hatte die Laichzeit wegen der späten Schneeschmelze erst Ende März begonnen. Von den Fröschen war am zahlreichsten, wie üblich, der Grasfrosch erschienen. Artenreicher traten dagegen die Kröten auf. Da fehlte keine Art von denen, die im mittleren Europa vorkommen. In der Talsperre in Grünwald bei Gablonz war die Kreuzkröte am häufigsten vorhanden. Ihr folgte die Knoblauchkröte und die grüne Kröte. Die graue Erdkröte war nur in geringerer Zahl da. Die Molche kamen etwas später. Die ersten wurden am 10. April gesichtet. Am zahlreichsten erschien der Streifenmolch. Das Liebesleben dieser Tiere ist sehr leidenschaftlich und hitzig. Das Weibchen wird vom Männchen manchmal so heftig umarmt und seine Brust zusammen geschnürt oder mit dem Daumen durchbohrt, daß es verendet. Sehr oft sieht man auch heisse Kämpfe um ein Weibchen entbrennen. Ein zweites Männchen kommt herbei, klammert sich an einem Paare fest und sucht das Männchen wegzudrängen. Ein solcher Kampf wird mit der ganzen Kraft geführt und alle drei wälzen sich zuweilen mehrere Stunden, ja Tage am Boden hin, bis eines der Tiere verendet ist. Die vielen toten Tiere, die man am Boden des hellen klaren Wassers liegen sieht, haben ihr Leben in der schönsten Blüte für die Liebe hingegeben — wie manchmal unter den Menschen. Die Laichzeit der Kröten geht etwas früher zu Ende als die der Frösche. Kreuz- und Knoblauchkröte stiegen schon am 14. April ans Land, während die Frösche und die Molche noch laichten. Von den Insekten zeigten sich die Käfer zuerst. Der Gelbrand war schon am 5. April in der Paarung begriffen. Er umarmt sein Weibchen und schwimmt mit ihm durch das Wasser wie der Frosch. Sehr interessant ist bei diesen Tieren die Aufnahme des Sauerstoffes. Der Käfer hat keine eigentlichen Kiemen zum Atmen wie die Fische. Will er atmen, resp. für eine Zeit Sauerstoff aufnehmen, so muß er an die Oberfläche des Wassers kommen. Die Luftröhren zu seinem Atmungswerkzeuge liegen in dem Hinterleibe unter den Flügeldecken. Die Decken schließen luftdicht ab und bilden auf diese Weise eine Vorratskammer zum Aufspeichern der Luft. Wenn der Käfer Luft braucht, so kommt er an die Oberfläche des Wassers, lüftet die Deckel ein wenig und die Luft dringt sofort in die Kammern ein. Der Hinterleib ragt dabei aus dem Wasser hervor und der Kopf ist nach unten gefehrt. Sobald die Räume gefüllt sind, schließt er die Deckel und schwimmt wieder weiter, bis er neuen Vorrat braucht. Wenige Tage später erschienen auch die Taumelkäfer (*Gyrinus*). Sie halten sich gewöhnlich an ruhigen Winkeln der Gewässer auf und sind auch viel kleiner. Ihre Länge beträgt etwa 10 Millimeter. Ihr Spiel auf der Oberfläche des Wassers ist sehr interessant. Die Schwimmbewegungen gehen in Kurven und sie gleichen so denen der Schlitzhuhläufer auf den Eisplätzen. Ihr mattsilberglänzendes Aussehen gewährt im Sonnenlichte einen sehr schönen Anblick. Sie sind auch sehr gewandte Taucher. Wenn man sich dem Wasser nähert oder gar Jagd auf sie macht, so verschwinden sie sofort von der Oberfläche, erscheinen aber bald wieder. Eine gemeine Art in allen Tümpeln der Sudeten ist ferner noch der Schnellschwimmer. (*Agabus rolieri* Aube). Er ist etwas scheuer als der vorige und taucht bald unter, wenn ihm etwas verdächtig vorkommt. Zuweilen sieht man ihn auch am Boden hinschwimmen. Die gemeine Rüdenschwimmerin (*Notonecta glauca* L.) ist in den Teichen bis zu 500 Meter Seeshöhe noch häufiger. Sie trat schon am 10. April sehr zahlreich auf. Es ist eine gestreckte ovale Wanze von 15 Millimeter Länge mit rautenförmigen Körperquerschnitt. Ihre Hinterbeine sind sehr verlängert und von oben nach unten abgeflacht. Die Innenseite der Schienen und der Torsen ist mit einem Borstensaume besetzt und bildet so sehr gute Ruder, deren sich die Tiere auf dem Rücken schwimmend bedienen. Die Farbe dieser Wanze ist grünlichgrau; die Unterseite dunkler bräunlich. Sie greift gern Kaulquappen, Molche und Fische an und erweist sich so als höchst schädlich. Sie schwimmt ebenso geschickt im Wasser wie auf demselben. Auf jeden Zug mit dem Neze kann man mehrere Stücke haben. Am 23. April zeigte sich auch der Wasserfrosch (*Nepa cinerea* L.). In der Grünwalder Talsperre habe ich nur zwei Stück beobachtet. Der Wasserläufer oder Teich-

treter (*Hydrometra palustris* L.) war zur gleichen Zeit in den höchstgelegenen Tümpeln häufig. Bei warmer, schwüler Witterung sonnen sich die Tiere, an kühlen Tagen bleiben sie in ihrem Versteck. Auch andere Tiere, die sonst auf dem Trocknen wohnen, begeben sich zum Insektenfange zuweilen ans Wasser. Interessant benahm sich eine Bergeidechse (*Lacerta visipara*), die sich am Strande der Talsperre sonnte, als sie sich verfolgt wählte. Sie lief ins Wasser, tauchte unter und blieb einige Minuten unter Wasser. Sie wiederholte dieses Spiel sogar einige Male nach einander und es schien ihr Vergnügen zu machen. Andere Insekten und Wasservögel konnten sich an den neugeschaffenen Zufluchtsorten noch nicht recht heimisch machen. Es fehlt noch jedes Schilf und das schützende Gesträuch. Den ersten Einbürgerungsversuch machten wilde Enten. Auf den Talsperren, die in den Ortsschaften liegen, werden sie jedoch regelmäßig abgeschossen und nur auf jenen, die auf herrschaftlichem Grunde liegen, genießen sie Schutz. In einem Tümpel in einem Steinbruche bei Lieberwoda von etwa 24 Quadratmeter Größe hatten die Libellen gegen 50 Larven gezüchtet, die am 1. Juni an den Halmen emporstiegen. Einige Libellen schwärmten darüber. Der Kammolch laichte an dem genannten Tage dort noch. In einem Tümpel am hohen Hain (Glibbich) bei Neustadt a. T. laichten am 11. Juni noch viele Kammmolche. An demselben Tage spielten in einem Teiche in Friedland (Schloßbezirk) schon viele Kaulquappen; Häuschenschnecken von den größten heimischen Arten, die im höheren Gebirge nicht vorkommen, fanden sich zahlreich auf den Rändern dieses Teiches.

E. K u n i c (Landeshut. Aus dem Buche Kunics über Landeshut): **Das Raben- und Überschaargebirge.** Im südlichen Teile des Kreises Landeshut erhebt sich ein etwa 4 km breiter und 10 km langer, dichtbewaldeter Gebirgsstock, der das Liebauer Tal vom Ziedertale trennt. Es ist das Raben- und*) Überschaargebirge. Die bedeutende Höhe, die zahlreichen Kuppen und Einschnitte, die sehr steilen Bergwände machen dieses Gebirge so interessant, daß wohl mancher Besucher etwas Näheres von ihm wissen möchte. Wie ist dieser eigenartige Gebirgsstock entstanden? Auf die ältere, aus Urgestein bestehende Erdkruste lagerten sich in unserer Gegend im Laufe von Jahrmillionen folgende Erd- und Gesteinschichten ab: Die Grauwackenschicht, die Steinkohlenschicht und die Schicht des Rotliegenden. Damals bildete die Liebau-Landeshut-Waldenburger Gegend eine große, flache Mulde, bis eine gewaltige Katastrophe die Landschaft völlig umgestaltete. In den tiefer gelegenen Räumen des Erdinneren schmolz in großem Umfange des Feuers Macht neue Gesteinsarten. Die ungeheure Spannung der sich entwickelnden Dämpfe hob die darüber lagernden Erdschichten empor und sprengte sie endlich auseinander. Durch die so entstandenen langen Spalten quollen zähe, glühende Massen zu ansehnlicher Höhe empor, die zu hartem Gestein, Porphyr und Melaphyr, erstarbten. Diese vulkanischen Erhebungen haben zwar die ursprüngliche Lagerung und den Zusammenhang der Erdschichten vielfach zerstört, aber auch viel zur Schönheit unserer Landschaft beigetragen. Aus der Entstehung des Raben- und Überschaargebirges erklären sich die ungemein schroffen Abhänge seiner Berge und Bergzüge. Nur zähe, dickflüssige Massen können, da sie beim Erkalten in kurzer Zeit an ihrer Oberfläche eine feste Kruste bilden, zu solcher Höhe emporgetrieben werden, dünnflüssige Lavamassen würden auseinanderfließen. Das Raben- und Überschaargebirge besitzt — wie auch die beigegebene Skizze zeigt — im 836 m hohen Ameisenberge einen Knotenpunkt. Von ihm aus zieht das Rabengebirge in drei Bergzügen gabelförmig nach Norden, während der vierte Bergzug, das Überschaargebirge genannt, nach Südosten streicht. Dieser Gebirgsstamm, der auf seinem Rücken die Große Überschaar trägt, reicht vom Ameisenberge bis zur 645 m hohen Kleinen Überschaar, die auch Pfarrüberschaar genannt wird und die bei Albedorf zum Tale des Glaserwafers abfällt. Der westliche Zug des Rabengebirges, der nach beiden Seiten ebenso wie der mittlere ungemein schroff abfällt, steigt im 879 m hohen Königshaner Spitzberge zur höchsten Erhebung des ganzen Gebirgsstockes empor und endet im Schwarzenberge. Der mittlere findet im Geierstein seinen Abschluß. Der östliche zieht sich in einem flachen Bogen bis zum Rabenstein hin. Während er nach dem Rabentale und nach dem Ullersdorfer Tale ebenfalls steile Abfälle zeigt, senkt er sich nach Osten allmählich zum Ziedertal ab. Seine Fortsetzung

*) Nicht „oder“.

findet der östliche Zug jenseits des Ullersdorfer Tales in den dichtbewaldeten Ullersdorfer Bergen, die sich im heiligen Berge bis zu 700 m Höhe erheben und mit dem Einsiedelberge an der Straße Liebau—Bethlehem abschließen. Zwischen dem östlichen und dem mittleren Zuge liegt, begrenzt von hohen, steilen Berglehnen, das enge, 3 km lange Rabental, das vom Rabenwasser, einem Zuflusse des Bobers, durchflossen wird. Das Tal der Liebe, ein kurzes Seitental des Rabentales, greift scharf und tief in das Nordende des mittleren Zuges ein. Der Lange Grund mit dem nach Böhmen abfließenden wasserreichen Langgrundwasser scheidet den mittleren Zug von dem westlichen Zuge. Eine ganz seltene und interessante Erscheinung sind die im Raben- und Überschaargebirge vorkommenden Keiltäler, die oben mit ziemlicher Breite beginnen und sich nach unten zu immer mehr verengen. Die bekanntesten sind der Glasergrund, das Tal der Liebe und der Gotschengrund. Besonders der letztere zeigt uns ein Keital von schönster Form. An einigen Stellen des Raben- und Überschaargebirges tritt der Porphyry als fester Sels frei zu Tage. Von solchen Selsbildungen seien erwähnt: Der Magdalenen- und der Denzinfelsen, der Geier- und der Rabenstein. Letzterer besteht aus hohen, schroffen und zerklüfteten Selsmassen, die der Verwitterung preisgegeben sind, weshalb seine Lehnen zum Teil mit losem Geröll bedeckt sind. Hier zeigt sich auch deutlich die rote, oft ins Rotbraune oder Graue übergehende Farbe des Porphyry, von dem es zwei Hauptarten gibt, Quarzporphyry und Seltitporphyry. In ersterem bildet der Quarz, in letzterem der Feldspat den vorherrschenden Bestandteil. Der poröse Porphyry des Rabensteins schließt öfters in seinen Blasenräumen Quarzkristalle ein, von denen die größeren und schöngeformten, wasserhellen Kristalle als „böhmische Diamanten“ bekannt sind. Bei Ullersdorf finden wir einen grauen Porphyry, der mit achartartigen Streifen oft sehr schön gezeichnet ist und Bandporphyry genannt wird. Wirtschaftlich wird der festere Porphyry als Baustein oder als Schotterstein bei der Beschüttung von Straßen verwendet, obgleich er dazu nicht besonders tauglich ist, da er leicht verwittert. Der verwitterte Porphyry gibt bei seinem reichen Gehalt an Feldspat einen vorzüglichen Acker- und Waldboden. Raben- und Überschaargebirge sind reich bewaldet. Sie besitzen eine mit Wald bestandene Fläche von fast 300 ha. Die vorherrschende Holzart ist die Fichte, neben der vereinzelt Tannen, Kiefern, Lärchen und in einigen kleineren zusammenhängenden Beständen auch Buchen vorkommen. Am Rabenstein finden wir neben anderen botanischen Seltenheiten das Porphyry-Weilchen (*Viola porphyrea*), das man bisher nur hier gefunden hat. Einige Hochgebirgspflanzen, die am Raben- und Überschaargebirge häufiger angetroffen werden, sind durch Anflug vom Kamme des Riesengebirges hierher eingewandert. Von größeren Tieren kommt der Hirsch als Wechselwild vor. Von Vögeln sind Auer- und Birkwild, von Amphibien der Feuer salamander zu erwähnen. Auch einige seltene Vögel sind im Rabengebirge gefunden worden. Einst nistete auf dem Rabenstein der Uhu, und an den Lehnen dieses Berges labte sich der Alpen-Apollo an den Blättern der Hauswurz und der Setzhenne. Die Schießwut hat den Uhu, die Sammelwut den Apollo ausgerottet. Die imposante Höhe des Raben- und Überschaargebirges, die schroffen Lehnen, die schön geformten Kuppen, die herrlichen, wildromantischen Talschluchten, die grotesken Selsklippen des Rabensteins, der wohlgepflegte Wald mit den vielen mustergiltig angelegten und gut bezeichneten Fahr- und Fußwegen, die zu prächtigen Aussichtspunkten führen: alles dies übt einen mächtigen Reiz auf das empfängliche Gemüt des Naturfreundes aus. Darum strömt namentlich an den sommerlichen Sonntagen Jung und Alt hinaus in den Wald, um nach langer Werkstattarbeit die Lungen an der würzigen Bergluft zu erquickern, und Sommergäste kommen in großer Zahl, um nach langem Hasten im Getriebe der staubigen Großstadt hier Erholung zu suchen. So ist der Wald nicht nur eine Einnahmequelle der rechnenden Verwaltung, sondern auch ein Jungbrunn, der kranke Lungen besser und billiger heilt, als teure Geseßungsheime, und gesunde Lungen stärkt und gesund erhält.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Charlottenburg): „Die Goldsucher im Isergebirge“ von W. Winkler. 48 Seiten. Kommissionsverlag von Richard Rother, Görlitz. Geh. 1 M. Der Reinertrag kommt erblindeten Kriegern zugute. — In der Form einer heinischen Dichtung berücksichtigt unser Freund Winkler, der sich vor allem um die Geschichte Schreiberhaus verdient gemacht hat, den tiefen Gehalt der Abendburg-

sage (die Abendburg ist ein seltsames Selsgebirge auf dem hohen Iserstamm unweit Schreiberhau) und die Bedeutung der einstmals im Isergebirge tätigen Walen. Was er an volkstündlichen Werten in seiner schlichten, einfachen Dichtung und nicht minder in seinem gehaltvollen „Vorwort“ („Einleitung“ wäre hier zutreffender) bietet, macht seine Schrift wirklich beachtenswert. Mit knappen Worten gibt er Auskunft über das Mythische der Abendburgsage und seine Deutung, über Gründe und Ursachen der diesbezüglichen Sagenbildung, über die Wirksamkeit der italienischen Schatzsucher und ihre Erfolge. Einen starken Einfluß übte Bruno Wille mit seinem stimmungsvollen und ideenreichen Roman „Die Abendburg“ auf den Verfasser aus. Seiner gedenkt er auch im „Vorwort“. Ganz besonders gefallen uns an dem Winklerschen Büchlein aber die prächtigen Bildbeigaben, die uns den Gabelstein mit Walenzeichen, das sogenannte Burgtor und die Schatzkammer der Abendburg zeigen. Dem Texte vorangestellt ist ferner ein Bildnis des Verfassers.

Aus dem Berliner Jahresbericht. Ich nehme nicht mit großer Freude jeden eingesandten Jahresbericht unserer Ortsgruppen auf. Es steht in jedem ungefähr dasselbe — und das ist ja auch bei einem ordentlichen Bericht natürlich. Bei Ortsgruppen, in denen ein vorbildliches Leben und Wirken herrscht, wird eine Ausnahme gemacht; andere sollen sich daran ein Muster nehmen, sollen sich ein Feuerchen anzünden an der strahlenden Prometheusstaupe, sollen erkennen, was sich alles im Vereins- und Menschheitsinteresse schaffen läßt. Da liegt z. B. vor mir der 32. Jahresbericht der Ortsgruppe Berlin, er bringt außer diesem noch ein Verzeichnis der Vereinsbüchere und ein Mitgliedsverzeichnis. Beides hat ja nur für die Mitglieder der Ortsgruppe selbst einen Wert, allerdings einen großen, werbenden. Der Jahresbericht selbst aber, den wohl der verehrte Vorsitzende Herr Braune, der langbewährte Schriftführer Dr. Standte und der Sohn des Vorsitzenden, der Professor Braune als stellvertretender Schriftführer, verfaßt hat, enthält vieles, was für uns andere zu denken gibt. Wie eng muß der Zusammenhang unter den Mitgliedern sein, wenn alle die vielen Helden, die den schönsten, aber auch frühesten Tod im Kampfe für das Vaterland verloren, wenn alle die glücklicheren Helden ausgezählt werden können, die Eisene Kreuze sich erworben! Und welche Mittel muß die Ortsgruppe haben, wenn sie so viele und für diese große Zeit so geeignete Vorträge halten lassen konnte, und noch dazu mit Lichtbildern. Der Eingeweihte weiß, was sie kosten. Ich rede erst gar nicht von den Unterstützungen der Krieger, den Hülsen für Wanderer und Herbergen — und dabei ein Vermögen von 7890 M. Das kann nur ein Vorstand, wie dieser, der aus altbewährten, warmen und tätigen Mitgliedern besteht — leider ist krankheitshalber unser Reihold Riedel ausgetreten — leisten! Möge der Vorstand und seine Ehrenmitglieder noch lange die Kraft zum Heile des Ganzen bewahren!

Kleofas Hollmann (Spindelmühl): 31. Jahresvollerjammung des R. G. D. (Schluß.) Nicht zu unterschätzen ist bei allen unseren Unternehmungen in Bezug auf Wegeerhaltung, Wegeweiser, und Ruhebänke im ganzen Ortsgruppengebiete die Mithilfe unserer Grundherrschaft, des Herrn Grafen Czernin Morzin. Seit Erbauung des Weberweges im Jahre 1898 wurde noch der Weg über Heuschöber, Keilbauden der Schneeschubweg, der Deraweg, der Schulweg in Siebengründen und neuerdings der Judeichweg für den Touristenverkehr freigegeben, sämtliche Materialien zur Instandhaltung unserer Vereinswege, auch für Bänke im Waldgebiete wurden unentgeltlich vom Herrn Grafen zur Verfügung gestellt. Um das Zustandekommen der sich gegenwärtig im Baue befindenden Spindlerpaßstraße hat sich auch Herr Graf Czernin besonders verdient gemacht. Wir als Ortsgruppe sind doch nur ein Teil des großen R. G. D., wir können aber mit größter Befriedigung auf die dreißigjährige Arbeit in unserem Ortsgruppengebiete zurückblicken, wir können stolz sein, einem so vorzüglich volkswirtschaftlichen Vereine anzugehören, welcher auch über die Landesgrenze hinüber ins deutsche Reich Züßling nimmt, denn nicht, als Schranke, die uns scheidet, sind die Berge hingestellt, eine Klammer sind sie geworden, die uns fest zusammen hält. In innigem Treueverbande mit unserem deutschen Nachbarvereine des R. G. D. wollen wir auch in Zukunft arbeiten und helfend eingreifen, wo es nötig sein wird. Wie wir die letztverfloßenen Jahre kennen gelernt haben, droht den Gebirgsbewohnern, welche auf den Fremdenbesuch gänzlich angewiesen sind, eine schwere wirtschaftliche Notlage, wenn

dieser Verkehr aufhören sollte; deutlich genug hat bei uns der gegenwärtige Weltkrieg diese Annahme gekennzeichnet. Hoffen wir auf einen baldigen Frieden, welcher sowohl im Interesse unseres deutschen Vaterlandes, als auch ganz besonders zum Wohle unseres Kurortes höchst willkommen sein wird. Von unseren Gebirgsbewohnern sind gegenwärtig 185 Mann, darunter 18 unserer Vereinsmitglieder im Kriegsdienste fürs Vaterland betätigt, sie folgten dem Rufe unseres geliebten Moarchen, welcher vereint in deutscher Bundestreue mit Kaiser Wilhelm sein Volk unter Waffen rief. Daß sie nach einem dauernden, für unser Deutschtum glücklichen Frieden recht bald heimkehren mögen, sei unser aller Wunsch. Zum Schluß allen Freunden und Gönnern des R. G. V., ganz besonders auf das weitere Gedeihen unserer Ortsgruppe ein kräftiges Heil!

Artl (Goldberg): Ortsgruppe Goldberg. Trotz der schweren Zeit hat der Riesengebirgsverein, wie der Vorsitzende, Herr Dr. med. Bernhard, in der am 11. April im Hotel „Drei Berge“ stattgefundenen Hauptversammlung, betonte, die Arbeiten, die er sich im vergangenen Jahre vorgenommen hatte, im allgemeinen zur Ausführung gebracht. Durch Verzug oder den Tod hat der Verein sieben Mitglieder verloren, so daß er deren noch 141 zählt. Nach dem vom Herrn Professor Drelow vorgetrageneu Kassenbericht betrug die Einnahme 520,68 M. und die Ausgabe 459,44 M., so daß ein Bestand von 61,24 M. verblieb. Bedauerlicher Weise werden die uneigennütigen Bestrebungen des Vereins nicht anerkannt, infolgedessen wurde auch ein Beitrag zur Erhaltung eines Weges in der weiteren Umgebung nicht mehr bewilligt. In Rücksicht darauf, daß die Orte Seiffenau und Bad Hermsdorf durch den Fremdenverkehr den großen Vorteil haben, sollen die beiden Gemeinden veranlaßt werden, zur Instandsetzung des sogenannten „Seiffensteiges“, der dem Verein schon bedeutende Kosten verursacht hat, einen Beitrag zu leisten. Eine weitere Aufgabe erwächst dem Verein durch die Wiederherstellung des Fußweges nach dem Wolfsberge durch die Komturgasse, wozu der Verschönerungsverein eine Beihilfe von 50 M. gewährt. Neben diesen Arbeiten verbleibt auch dem Verein die Instandhaltung des Wegenekes, das vielfach durch Wasser gelitten hat. Es sollen daher in diesem Jahre 300 M. als Beihilfe vom Hauptvorstande beantragt werden.

S. Bedl, K. Postmeister a. D., (Hirschberg): Eine Erinnerung an die Befreiungskriege. Als Erinnerung an den Befreiungskrieg befindet sich in unserem Familienbesitz ein französisches silbernes Hüftrankensstück. Sein Empfänger, derzeitiger unser Großvater, damals Postillon in Löwenberg, wurde am Abende der Schlacht am Bober (1813) vom Generalfeldmarschall Macdonald genötigt, ihn unbemerkt und ohne Begleitung über die Grenze zu bringen und mit seinem Leben dafür zu haften. Zur Befreiung der Drohung zeigte ihm der Marschall die geladene Pistole. Nach war's bereits und vor Tagesanbruch sollte die Reise vollbracht sein; die gewöhnlichen kürzesten Straßen mußten vermieden werden, denn der Marschall schwebte in größter Gefahr der Gefangenschaft. Dem Großvater blieb keine Zeit zum Besinnen, die Abfahrt mußte sogleich erfolgen. Bei seiner genauen Bekanntschaft mit allen Wegen und Stegen der Umgegend gelang es ihm, den General trotz finsterner Nacht an die Grenze zu bringen, vermutlich die sächsische, die damals oberlausitzische bz. Laubaner Kreisgrenze, auf heimlichen Umwegen etwa zwei Meilen entfernt. Und es gelang ihm. Außer der tagmäßigen Extrapostbezahlung erhielt der Großvater vom Marschall als Trinkgeld ein Hüftrankensstück, dessen Vorderseite die Umschrift: Empire francais und von einem Lorbeerfranz umzogen die Wertangabe „5 Francs“ sowie das Münzzeichen Q und eine verschwindend kleine Weintraube, sowie die Jahreszahl 1812, auf der (umgekehrt zu wenden) Rückseite das mit Lorbeerfranz geschmückte Kopfbild nebst Umschrift „Napoleon, Empereur“ trägt. Das Kopfbild hat etwas sehr Frauenhaftes. Die Münze wurde in der Familie alsbald als Erinnerungszeichen bewahrt.

Theresia Prenzel! Ich sehe im Geiste viele meiner älteren Leser beim Hören dieses Namens freundlich lächeln. Wir sehen die hübsche in der Jugend sicherlich schöne Frau mit eigenartig fremdem Reiz, wie sie die stets sauberen Zimmer ihres Gasthauses zu Petersdorf, des damals ersten und bekanntesten, als liebenswürdige Wirtin durchschreitet, wie sie die Fremden in die Schönheiten der Gegend einführt, mit den

Einheimischen und Stammgästen scherzt, wie sie sich und ihrem Hause Freunde zu erwerben wußte, die gar nicht anders nach Schreiberhau und weiter gelangen konnten, als wenn sie bei der Frau Theresia einkehrten, von der der Mythos zu erzählen wußte, daß sie einst eine gefeierte Künstlerin Böhmens gewesen sei. Aber ihre Nachfolger in dem Besitz der Baude konnten das Ansehen der Prenzelbaude nicht erhalten. Jetzt soll — so hoffen wir — die alte köstliche Zeit dieser guten Gastwirtschaft wiederkehren, nicht mehr durch Frau Theresia, welche der Hügel deckt, — nein durch Herrn Matthes, der von Oberhof in Thüringen gekommen ist, hoffentlich um uns wieder an den alten Gasthof zu fetten, nicht aber, um Oberhofs Ansprüche auf unsere im Geldpunkt bescheidenere Gegend zu übertragen. Ein guter Ruf geht ihm voran.

H. M ö c h e l, Lehrer (Ober-Rochlitz): Geschichten vom Ab'rajch-Palme. Auf der sogenannten Winterseite in Nieder-Rochlitz wohnte der alte „Polms-Helm“ (Wilhelm Palme), den nun schon seit mehr als 25 Jahren die kühle Erde deckt. Er war ein urwüchsiger Kauz und die „Stüdel“, die er auszuführen hat, werden noch heutzutage nicht nur in Rochlitz, sondern auch in den Nachbarorten erzählt und belacht. Von Haus aus ein armer Schlucker, mit zahlreicher Familie gesegnet, schlug er sich so schlecht und recht als möglich durch die Welt, betrieb Feldgärtnerei, Weberei, Glasperlen-Erzeugung, Einfassierung in die schwarze Lotterie und wohl als ausgiebigsten Erwerbszweig die Destillation von echtem „Eberesch-Geist“, weshalb er unter dem Namen „Ab'rajch-Palme“ bekannt war. Er war ein Mann, der sich in jeder Lage zu helfen wußte, der wie eine Katze immer auf die Füße fiel, oder, um mit Hochwanzel zu reden, zu jeder Hade einen Stiel fand. Dabei war er von unverwundlichem Humor, und wenn andere Geschäftsleute, etwa gar Großindustrielle, über schlechten Geschäftsgang jammerten, so wußte er seine Geschäfte nicht genug zu loben. „'s Glos-Geschäft gieht bei mer gruzartig“, prahlte er, „ich brauch erscht gor tee Trämpelzeug (Sprengstuhl), ich quetsch' die Glosstengel eesah ei de Töre ei, do fliegen of die Kernel su röm!“ . . . „Die Ab'rajchbremerei es halt a gut Geschäfte, do werd noch was verdient d'rbei, do föll' ch a Saßl mit Wasser, schmer'n Stöppel mit echtem Ab'rajch ei on verrees' s Saßl für echten „Riesengebirgs-Eberesch-Geist.“ . . . „Do man Töchter kriecht jede, wenn se wad heiraten, 10 000 mit.“ (Er meinte 10 000 Glasförl). Hernach aber meinte er bei der Hochzeit einer seiner Töchter zu einem Hochzeitsgaste, indem er seinem neuen Schwiegersohne einen schadenfrohen Blick zuwarf: „Dar hoot sich ober mit mamer Tochter gehörich ogeshmeert!“ — Wenn jemand ein Haus bauen wollte und über die hohen Preise der Baugründe klagte, sagte Palme: „Ich ho' Gründe genug, ich tät se sehr bellich oblossen.“ Damit meinte er die Gründe in seinem Gesichte, er litt nämlich an einer chronischen Hautkrankheit und wurde deshalb zur Abwechslung manchmal auch „Gründ-Palme“ genannt.

I.

Den behördlichen Anordnungen entsprechend wurde die Bewilligung zur Erzeugung von Eberesch-Geist nur für eine bestimmte Zeit erteilt. Um einen Mißbrauch auszuschließen, wurde der Brennapparat zum Schlusse der Saison amtlich versiegelt. Ab'rajch-Palme aber wußte sich über solche kleinliche Maßregeln hinwegzusetzen. Als einst zur Unzeit ein „Finanzer“ kontrollieren kam, fand er ein Pferd im Destillationsraume stehen und das Siegel abgeschlagen. Auf die ernste Vorhaltung des Beamten entgegnete Palme mit der ruhig'n Miene: „Ich kon wirklich ne d'rfor, Herr Finanzer, dos Siegel hot mei' Schimmel lusgedroschen. Ich ho'n die Tage für ane Suhre Ab'rajch egehandelt on weil ich ten Pfansto ho', muß ich'n halt do re' stellen. Meinetwegen könn Se 'n Schimmel gleich zu Protokoll nahm'!“

II.

Das nächste mal dachten es die Finanzwachaufseher klüger anzustellen und versiegelten ein großes Faß, dessen Inhalt Palme ohne behördliche Befugnis gebraut hatte. „Na off dan Top wad's wul noch an Dedel hon.“ dachte Ab'rajch-Palme, schlug heimlich einen Reifen zurück, bohrte ein Loch in das Faß zog den Inhalt in Flaschen ab und füllte das Faß mit Wasser. Hernach wurde das Faß in das Zollamt überführt. Hintennach folgte Palme und machte seine Freunde mit listigem Zwinkern aufmerksam: „Eh fahr n se dos Soß . . . ehr wads schun fahr!“ Das Faß kam zur öffentlichen Versteigerung, doch die Anwesenden schienen keine rechte Kauflust zu haben. Schließlich meinte einer, man möchte doch eine Probe zum Kosten haben.

Seinem Begehren wurde entsprochen und nun kam das reine Brunnenwasser an das Tageslicht. „Ich ho' mich glei' gewundert,“ sagte Ab'rasch-Palme mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt, „doß mer 's Soß ne su verdarn solle, nei' reden darft ich doch nischt, amende wär ich wegen unbefugter Einnischung in eine Amtshandlung bestroft wor'n.“ Ein Gegenbeweis ließ sich nicht erbringen und der schlaue Branntweimbrenner ging auch diesmal straflos aus.

III.

Bedenklicher war die Sache, da er in einem Tannenwalder Wirtshause mit andern beim Hazardspiel erwischt und rechtskräftig verurteilt worden war. Strafe zahlen wollte oder konnte er nicht und so rückte eines Tages ein f. f. Gendarm gegen seine Behauptung, ihn zu verhaften. Doch Palme hatte den Braten gerochen. Als der Gendarm in die Stube trat, saß Palme in seiner großen Badewanne und schnitt fürchterliche Grimassen. „Wo ist der Herr?“ — „Da bin ich.“ — „So kommen Sie heraus und gehen Sie mit!“ — „Och Jesses ne, herr Schandarm, ich bin krank, ich muß olle Tage ane Stunde boden. Sahn Se, öß kömmt d'r Tochter Hrubu.“ Richtig trat Doktor Hrubu ein und fragte: „Nun wo fehlt's, herr Palme?“ — „Sie wissen jo, herr Tochter, dos ale' Leiden!“ — Unter solchen Umständen konnte der Arm des Gefekes unmöglich eingreifen. . . . Nach einer Weile stieg Palme heraus und sagte in freudlichstem Tone: „Na herr Schandarm, wemms gefällig es, eß könn' Sie sich nei' setzen.“

IV.

Als das Oberösischer Kupferbergwerk aus dem Besitze der Firma Liebig an einen neuen Unternehmer, Braun aus Sachsen, übergang, kamen in den zugehörigen Amtsräumen des Bergschloße verschiedene Einrichtungsgegenstände zur Versteigerung. Bei solchem Anlasse durfte natürlich auch Palme nicht fehlen und er erstand eine Partie großer Spizenvorhänge, wobei er sich dachte: „Mei Bruder Vinzenz ei Grünthol hot a großes schienes Haus, dar kon die Vorhänge gutt brauchen on wad mich ganne (gern) a paar Sechser v'rdinn lassen. Er schickte sie ihm auch mit einem Frächter zu. Bei nächster Gelegenheit sprach er selber bei seinem Bruder vor, um den Handel abzuschließen. Doch Vinzenz Palme erklärte: „Mei lieber Bruder, ich kon die Vorhänge ne brauchen. Ich ho' 'r jene Woche schon vo Reichenberg kriegt.“ — „Su, ju!“ entgegnete Wilhelm, „do bi od su gutt on barch mer ane Roper (Schubstarrn), doß ich mer die Folsern wieder heimsfahr'n kon.“ — Unten bei der Jiserbrücke aber gab unser Wilhelm der Roper einen Stoß, daß sie mit den schönen Vorhängen den steilen Abhang hinab in die Jiser rutschte, worauf Palme selbstzufrieden heimwärts trottete. Mochte sich sein Bruder die Roper selbst auffischen.

V.

Einmal brachte „Polms-Helm“ ein Fassel Eberesch zum Gastwirte Schrötter in Hochstadt. Letzterer aber erklärte, keinen Bedarf in diesem Artikel zu haben, es frage kein Mensch nach Eberesch. „Nu, do lossen S' ou halt dos Fassel derweile bei Jhn' liegen,“ sagte Palme, „wenn S'es ne brauchen könn', wa ich mersch halt wieder obhul'n.“ — Auf dem Marktplatz, wo eben Viehmarkt abgehalten wurde, traf Wilhelm einige Rochlitzer Fleischer mit ihren Gehilfen. „Do hott'r oa paar Sechser,“ rief ihnen Palme zu, „giedt od zon Schrieter nei on loßt Euch an Ab'rasch gahn!“ Die Fleischer folgten der Einladung gern und wohl oder übel mußte Schrötter das neue Fasschen anzapfen. Der Stoff mundete und zum ersten Stamperle gesellten sich noch mehrere. Darauf trat Palme wieder ein und meinte: „Herr Gostwert, eß wa' ich mer dos Fassl wieder mittenahm, ich ho's do drüben an andern Gostwerte verlost.“ Auf die verlegene Entgegnung Schrötters, er habe sich die Sache überlegt und wolle das Fassel behalten, erwiderte Palme: „Jo, dos es su ane Geschöchte, der andere hot mer's an voraus bezohlt on hot mer noch an Gölden mhr gegahn.“ Was blieb Schrötter anders übrig, als das Fassel zu behalten und um einen Gulden teurer zu bezahlen, als vorher festgesetzt worden war.

VI.

Mit Hilfe des alten Wurm Josef, der von der Wittkowitz Luftschente nach Rochlitz übersiedelt war und hier Fuhrwerkerei betrieb, brachte Ab'rasch-Palme eine Ladung guten Eberesch-Geistes nach Hohenelbe. Mehrere kleine Fassel hatte er im ganzen abgesetzt, ein großes Fass im Detailhandel angebracht und ein hübsches Sümmlen eingenommen. Palme und Wurm kehrten beim Koffet-Fleischer ein, der die Gastwirtschaft neben dem Hotel Amerika betrieb. Dort saß eine Gesellschaft beim

Kartenspiel. „Nu, wos spiel'n denn die Herrn?“ fragte Palme „Kaufzwid!“ wurde ihm zur Antwort. Palme sah sich das Ding eine Weile an, endlich ging ihm ein Licht auf und er rief triumphierend: „Dos es jo Majasch, dos hon mer ei Rochlitz schon vor zwanzich Joh'n gespielt. Do seß ich an Zwanzicher mit, wenn die Herren nischt d'gegen hon.“ Palme setzte sich zum Spieltische, setzte Zwanziger und Gulden und verzwickte den ganzen Eberesch-Erlös. Zuletzt mußte ihm noch Wurm sein Barvermögen vorstreden und als auch das noch verzwickt war, seufzte Palme: „Na, dos es ane üble Geschöchte, wie wan mer od ohne an Kreuzer Gald heem kumm?“ Kopfschüttelnd und mit betrübtem Sinne schlich er sich hinaus auf den Hof und dachte: „Wenn m'r od zo dar hacte an Stiel fänden!“ Da erblickte er das große leere Eberesch-Fass auf dem Wagen und schon blitzte ein rettender Gedanke durch seinen Kopf. Das Fass wurde mit Elbewasser gefüllt und das Fuhrwerk in Bewegung bis zum nächsten Gastwirte gebracht. „Hörn S' od, herr Wert,“ flugte Palme, „ich ho' mei' ganzes Gald v'rspielt on kon su ne heimsfahr'n. Ich ho' do ober noch a Soß guden Ab'rasch, teefen Sie mern od o, ich loss'n belich, weil ichs Gald su nutwendich brauche.“ Der Handel wurde abgeschlossen, Palme hub mit dem erhaltenen Gelde aufs neue an zu spielen, das Glück war ihm gewogen, er gewann, löste dos ominöse Fass wieder aus, zahlte seinem Begleiter Wurm das Geborgte zurück und fuhr zufrieden nachhause.

VII.

Am heiligen Christabende begab sich Palme als liebender Vater in die Buden und belud sich mit einer Menge Spielwaren zur Bescherung für seine Kleinen. Doch ungeachtet seiner edelsten Absichten und der weihervollen Stimmung ereilte ihn bei der „alten Schenke“ das Verhängnis. Er glaubte aus Geschäftsrückichten ein Weilchen einkehren zu müssen, trank, spielte und „breechte“ bis zum lichten Morgen. Als er endlich mit seinen sieben Sachen bei seiner Behauptung angewandelt kam, öffnete er die Stubentür und rief hinein: „Kender, eß leht euch geschwende nieder, 's Christendel kömmt!“

VIII.

Wenn die Rede auf die lieben Weiber und ihre Tugend kam, pflegte Palme zu sagen: „Ei Rochlitz hoot's od drei biese Weiber, eene ho' ich, die ander es ei Koppers (Nachbars) Hause on die drötte es ei oller Leute Häuser.“ — Als Palme erst am andern Abende aus dem Wirtshause heimkam, empfing ihn seine liebe Ehegesponstin mit eisigem Schweigen, behandelte ihn als Luft und legte sich frostig zu Bette. „Helm“ fragte: „Beste krank, Ale? Sol ich der'n Tochter hulln?“ — Keine Antwort. — „Wie v'l Fassl Adäppel wan m'r denn heuer stecken?“ — Keine Antwort. — „Beste bieff' of mich?“ — Keine Antwort. — Da begann Palme in der ganzen Stube herum etwas zu suchen. Er frante in Kasten und Schrant herum und wühlte alles durch, dann rückte er die Tische und Bänke weg, froch auf dem Fußboden herum, zündete schließlich, als er das Vermißte immer noch nicht finden konnte, ein Licht an und leuchtete damit immer eifriger in alle Winkel hinein. Als er endlich auch den Strohsack, auf dem seine Alte dem Anscheine nach recht behaglich schlummerte, emporzuheben strebte, als ob das Verlorene darunter verborgen sein könnte, fuhr ihn die Ruhende an: „Wos suchste denn, Du aler Narr, Du?“ — „Got seis gelobt on gedankt!“ antwortete Palme und löschte schmunzelnd das Licht aus, „ich ho's schon gefonden: Deine Sproche sucht' ich!“ nächstmal, als sich Helm wieder durch eine geraume Weile im Kreise lustiger Brüder vergessen hatte, war seine Frau, ehe er nach hause kam, davon gelaufen. Auch zu dieser hacte fand der verlassene Ehemann einen passenden Stiel. Er versah seine Kinderschar mit brennenden Kerzen und Laternen und trug ihnen auf, mit lautem Wehklagen durch den Ort zu ziehen und auf die teilnehmenden Fragen der Vorübergehenden zu antworten: „M'r such'n unse' Mutter!“ — Nach einer halben Stunde war die teure Gattin und Mutter dem Kreise ihrer Lieben wiedergegeben.

Museum des R.-G.-D.

geöffnet an jedem **Dienstag, Donnerstag** und **Sonnabend** von 10—12 Uhr und **Donnerstag nachmittag** von 2—4 Uhr. — **Eintrittspreis 25 Pf.**, Mitglieder des R.-G.-D. — auch deren Frauen und Kinder — frei, **Sonntag** von 11—½ 1 Uhr, **Eintritt frei.**

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenberk in Hirschberg.